



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Calm, Felix: Unpolitische Biefe aus Berlin.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ihre Mißbilligung hierüber aussprach, veröffentlichte der „bayerische Kurier“ die Nachricht, daß sich das Ordinariat mit der Handlungsweise des genannten Pfarramts ganz einverstanden erklärt habe, indem es überdies die „Genugthuung“ betonte, die dem letzteren damit zu Theil geworden sei. Man kann es natürlich einem Geistlichen nicht verwehren, daß er die oberhirtliche Zufriedenheit mit diesem Gefühl hinnimmt, aber vom weltlichen Standpunkte aus wäre es zu erwägen gewesen, daß in dieser „Genugthuung“ zugleich ein verletzender Schlag gegen die Regierung liegt, die ganz in den Grenzen ihrer Kompetenz gehandelt hat und sich das Recht nicht streitig machen läßt, über staatskirchenrechtliche Fragen nach eigenem Ermessen zu entscheiden.

Solche Zwischenfälle zwingen geradezu die Staatsregierung, energischer vorzugehen, als sie es ihrem Charakter nach liebt, und sie veranlassen die öffentliche Meinung, daß sie immer stärker auf eine Offensivpolitik gegen den Ultramontanismus dringt. Denn auch die Autorität des Staates, nicht bloß das Stadtpfarramt von St. Peter, ist der „Genugthuung“ bedürftig.

Die Unhaltbarkeit der klerikalen Zustände in Baiern ist es auch, welche die Blicke aller Einsichtigen immer mehr auf die Thätigkeit der Reichsgewalt hinlenkt und einen mächtigen Hebel für das nationale Bewußtsein bildet. Unter diesem Gesichtspunkt billigt man in Baiern das Streben nach endlicher Rechtsgemeinschaft, die Theilnahme die man z. B. der berühmten Rede Falk's, die man den Verhandlungen über die Kreisordnung zollte, fand darin ihre Spitze. Sieht man darauf, ob im Laufe dieses vielbewegten Jahres das Gefühl der Zusammengehörigkeit und die Zuversicht des Volkes in die Politik des Reiches gewachsen ist, so hat Baiern auch in dieser Beziehung einen reichen Aktivstand zu verzeichnen. E.

Unpolitische Briefe aus Berlin.

Kürzlich brachten die Zeitungen ein Schreiben des Herrn Alexandre Dumas an einen Berliner Theateragenten, der wegen der Ueberlassung eines neuen Stückes um einen hohen Preis unterhandelte. Herr Dumas erklärte, daß ihm der gebotene Preis nicht genüge, daß er anstatt desselben das Elsaß fordere. Wir wollen das französische Drama nicht, wenigstens in seinen wirklich talentvollen Erzeugnissen nicht, von unserer Bühne verschwinden sehen. Wir wollen die Allempfänglichkeit unserer Bildung um keinen Preis aufgeben. Zur Bildung gehört freilich mehr, als die Fähigkeit, Alles durcheinander zur

vorübergehenden Zerstörung zu genießen. Bildung wäre die Fähigkeit, aus Allem den wahren Genuß zu schöpfen.

Was aber die deutschen Theater anlangt, die im jetzigen Augenblick durch ihre Bemühungen um neue Erzeugnisse des französischen Dramas den dortigen Autoren Gelegenheit zu Insolenzen gegen Deutschland geben, so ist ihr Verhalten doch, milde ausgedrückt, ein Beweis, wie fern uns noch der Gedanke steht, einer großen Nation anzuhören, deren Glieder für die Ehre der Nation mit verantwortlich sind. Wie tröstlich muß den Franzosen die Ueberzeugung sein, die sie aus den Anliegen der deutschen Theater schöpfen, daß Deutschland in Kunst und Literatur nach wie vor von ihnen abhängt. Sie getröstet sich, daß der Sieg Deutschland keinen Segen der Poesie bescheert hat, und daß die Noth um Früchte des Geistes so groß ist, daß selbst der Stolz des Sieges die Deutschen nicht abhalten kann, um poetische Nahrung sich nach Paris zu wenden. Es ist sicherlich ein falscher Schluß, den die Franzosen aus den Erscheinungen deutscher Theaterindustrie ziehen, aber verargen kann man ihnen denselben nicht, und es wäre nicht leicht, ihnen begreiflich zu machen, wieso ihre Annahme der Schwäche unserer Literatur falsch ist. Für uns Deutsche wird es dagegen sehr gut sein, wenn wir ohne unnöthige moralische Entrüstung gegen einzelne Erscheinungen uns die Ursachen dieses Zustandes klar machen.

Wollen wir leugnen, daß unsere Kunst hinter den Leistungen der Staats- und Kriegskunst auffällig zurückbleibt? Bis jetzt haben die Franzosen aus ihrem Unglück mehr künstlerische Nahrung gezogen, als wir aus unserm Glück. Denkt man sich Erfolge wie die unseren auf französischer Seite, so wäre dort die Kunst noch weniger zurückgeblieben, und wenn ihren Schöpfungen an Wahrheit und Tiefe des Gehaltes das Höchste gebrochen hätte, Geist, Schwung und Pracht hätten sie nicht vermissen lassen, so wenig wie an den rechten Stellen Grazie und Humor. Und lassen wir Staat und Krieg bei Seite, deren unmittelbare Erscheinung immer ein spröder Stoff für die Kunst bleibt. Aber der Sieg hat bereits große sociale Folgen gehabt. Wie wären die Franzosen bei der Hand, eine Erscheinung, wie die des Gründerthums für das Theater auszubeuten, von der Pöffe bis zum feinen Lustspiel und auch bis zum ernstesten Drama, worin sich die Tugend zu Tisch setzt, wenn sich das Laster erbricht. Dieses Drama ist ja keine hohe Kunstgattung, aber voll von Einzelheiten, die geistreich ergriffen sind aus dem Leben und der Wahrheit, läßt sich auch diese Gattung des Drama in den Kauf nehmen. Und sollen wir noch Worte verlieren über den Werth, den solche Gegenüberstellung seines Lebens für ein Volk hat?

Rehren wir zurück zu der Frage, warum uns das Alles fehlt, da wir doch Grund zu haben glauben, uns für ideenreich und poetisch tief beanlagt zu

betrachten. Ist es bloß die Langsamkeit unseres Geistes, die mit den Ereignissen nicht Schritt hält, sondern ihnen nachfolgt, dafür aber unvergängliche Früchte zeitigt? Einiges ließe sich für eine solche Erklärung anführen, aber sie bewährt sich nicht. Die Heldenlaufbahn Friedrichs des Großen war von keiner Poesie ersten Ranges begleitet, aber sie rief eine solche hervor. Friedrichs Thaten flößten dem deutschen Geist die Zuversicht ein, daß er des Höchsten fähig sei. Die großen Versuche wurden gemacht und gelangen. Die nächste Epoche großer Thaten waren die Freiheitskriege. Sie waren durch die tiefe sittliche Erregung des Volksgestes, dem die klassische Poesie edle Formen zubereitet hatte, von unvergeßlichen lyrischen Klängen begleitet. Seitdem hat das Warten auf eine neue Poesie begonnen, die nicht erscheinen will. Vielleicht ein sehr müßiges Warten, wenn es auf eine Poesie höchsten Ranges gerichtet ist. Vor vierzig Jahren schrieb Leopold Ranke: „wenn nicht immer neue Generationen großer Poeten auf die alten folgen, so darf man sich nicht so sehr darüber wundern. Es ist im Grunde gesagt, was man zu sagen hatte, und der wahre Geist verschmäht es, auf befahrenen, bequemen Wegen einherzuschreiten.“ Doch giebt es zweierlei Arten der künstlerischen Production; die eine ist und soll sein des Lebens beständige Begleiterin, während die andere, die nur in seltenen schöpferischen Epochen, in den Anfangsperioden großer Entwicklungen auftritt, den Völkern die ewigen Typen ihres eigenthümlichen Genius aufstellt, in einer Freiheit der Erscheinung, die sich, unbeengt von den Gesetzen der Prosa, gern in die ferne Vergangenheit oder auf den Boden des Mythos begiebt. Daß wir die zweite Art der Poesie sich nicht beständig erneuen sehen, folgt aus einem natürlichen Gesetz, und die wiederholten Wünsche und Versuche auf einer solchen Bahn sind nur ein Zeichen von Unklarheit. Aber wir würden diese Wünsche und diese Versuche nicht haben, wenn wir die erstgenannte Art der künstlerischen Production hätten: die beständige Gegenüberstellung des sich erneuenden Lebensinhaltes, nicht unter dem Gesichtspunkt der höchsten Menschheitsprobleme, sondern unter dem Gesichtspunkt einer mehr oder minder tief vermittelten, aber in ihrem Besitz sicheren Nationalbildung. Warum haben wir diese nicht?

Diese Antwort hängt von der Frage ab: wie haben die Epochen unserer großen Thaten auf das Nationalleben überhaupt gewirkt?

Die Thaten Friedrichs, eines Fürsten, der mit einer geringen Macht die größten Wirkungen hervorbrachte, konnten den Nationalgeist wohl tief entflammen, aber nicht ihm eine feste Lebensform geben. Konnten sie dies nicht wenigstens in Friedrichs unmittelbarem Machtbereich. Der kleine Staat war durch die beispiellosen Anstrengungen und Drangsale verarmt und verwüstet. Langsam heilten die Wunden. Zehn Jahre nachdem der Held seine Augen geschlossen, mehr als zwanzig Jahre nach dem Ende des siebenjährigen Krieges

war Berlin eine wohlhabende Stadt, und ein eigenthümliches geistiges Leben begann sich hier zu regen mit einer bedeutenden Fülle verschiedenartiger Begabung. Die klassische Dichtung und das auf dem Baum derselben erwachsene Reiz der romantischen Schule tränkten diese Atmosphäre mit ihren Blüten. Es war eine kurze reiche Zeit, in der Kunststandacht und Geselligkeit an einander emporblühten und sich mit wissenschaftlich reformatorischen, auch die Praxis ergreifenden Tendenzen zu verbinden suchten. Der Reichthum dieser Zeit ging bald vorüber, weil gewaltige Stürme von Außen ihn zerstreuten. Das Leben, was sich entwickelt hatte, war von ungesunden Auswüchsen durchaus nicht frei, wie es die in dem absolutistischen Staat mangelnde geordnete Beziehung auf das ernste praktische Leben mit sich brachte. Aber die besseren Reime wurden in die spätere Zeit hinüber gerettet, und sind mit reicher wohlthätiger Wirkung aufgegangen. —

Die Epoche der Freiheitskriege war wiederum der Abschluß einer Zeit furchtbarer Kriegeleiden und grausamer Verluste. Wiederum erholte sich der Staat langsam. Es entstand ein neues Berlin, jenes Berlin, dessen Mittelpunkt die in der Leidenszeit gestiftete Universität war, jenes Berlin der wissenschaftlichen Größen, in der Zeit politischer Zerrissenheit Deutschlands bereits dessen geistige Hauptstadt. Damals besaß Berlin kein öffentliches Leben, die Verhältnisse waren beinahe kleinstädtisch, und doch behauptet jene Zeit einen hohen kulturgeschichtlichen Rang, doch gewinnt sie in den Erinnerungen derer, die sie noch gekannt haben, ein ideales Licht, doch fesselt sie auch den Blick der späteren Generation durch die Verbindung von Wissensfülle und forschendem Ernst mit den hohen einheitlichen Gesichtspunkten aus der Zeit der Speculation und der Poesie. Es war die Zeit der auserlesenen wissenschaftlichen Kreise, die neben einem hochgebildeten Beamtenthum lebten, das von ähnlichen Bestrebungen durchdrungen, dieselben in die staatliche Praxis einzuführen trachtete. Vornehm ließ man in der Kunst die einheimischen Schätze der jüngsten Vergangenheit und alles fremde Gute, was der Tag brachte, an sich vorübergehen, und begutachtete es höchst verständig. Aber ein in eigener Bahn sich bewegendes Volksleben gab es nicht, so konnte es auch keine einheimischen Kunstzeugnisse geben, die ein eignes Leben widerspiegeln.

Seit dem Jahre 1840 wurde die Steigerung des Volkswohlstandes und der so vielfach gefesselten Volkskraft rascher und bemerkbarer, es kamen die Tage der politischen Opposition mit ihren unausbleiblichen Verirrungen und ihren richtigen Forderungen. Wiederum suchte eine tendenziöse Kunst die tiefe Erregung des Volksgeistes zu begleiten und zu lenken. Interessante Erzeugnisse entstanden doch nur wenige. Die Kunst kann den Markt des Lebens nicht zeichnen, wenn sie erst seine Erschließung verlangt. Nachdem die Bewegung von 1848 anfänglich gescheitert, trat die Richtung auf Erwerb immer

einseitiger, aber mit immer größeren Erfolgen auf. Die Wissenschaft zerfiel in Specialistik, der Glaube an Ideen, an sittliche Zwecke, den nur die lebendige Beziehung auf das Allgemeine erhalten kann, schien mit der zunehmenden Hoffnungslosigkeit der politischen Zustände ganz zu entschwinden. Da kam ungeglaubt, ungehofft eine theseische Hand. Das Höchste ist uns zu Theil geworden in wenig mehr, denn in einem halben Jahrzehnd. Die Grundlinien unseres staatlichen Nationallebens sind vorgezeichnet, aber noch liegt das Material des Baues widerspruchsvoll durcheinander, noch sind wir ebenso von Hoffnung und Besorgniß des Nichtgewonnenen, wie vom Stolz des Erreichten beseelt. Und wir wundern uns, daß wir keine Kunst haben, welche die Wirkungen großer Erlebnisse auf unser Leben zeichnet? Kann es etwas Einfacheres geben, als daß, wo das Leben noch nicht in sicheren durchgehenden Formen sich bewegt, die Reaction dieses Lebens gegen die großen Ereignisse nicht in allgemein verständlichen, allgemein wirksamen Formen zum Vorschein kommen kann? Jene Art der Kunst, welche eine der Formen ist, in welcher sich die Persönlichkeit eines Volkes mit ihrem eignen Schicksal beständig vermittelt, bald das Schicksal über sich, bald sich über das Schicksal erhebt, diese Kunst setzt eine fertige Volkspersönlichkeit, eine fertige Gesellschaft voraus. Fertig nicht etwa im Sinne des Stillstandes, aber fertig in dem Sinne, daß sie dem neuen Lebensinhalt mit einer festen Form und einem festen bereits erworbenen Kern gegenüber tritt. Zu einem solchen Kern gehört vor Allem ein fest gewonnenes Gleichgewicht der idealen und der selbstischen Momente.

Nur auf dem Boden fester großer eingelebter Staatsformen entsteht eine solche Gesellschaft. Eine solche Gesellschaft mag in einer großen Hauptstadt ihren Sammelpunkt finden, aber ein und dasselbe Nervengeflecht muß über ein großes Reich sich verbreiten, wenn Tiefe und Reichthum des gesellschaftlichen Lebens entstehen sollen. Bei uns war der Staat unfertig, wie er es zum Theil noch in dieser Stunde ist, wir konnten also keine Gesellschaft haben, die sich aus den Wurzeln des Staates frei und vielverzweigt und doch nach einem und demselben Typus emporhebt. Denn auf die Einheit des Typus kommt es an, wo eine wirkliche Gesellschaft entstehen soll, zu welcher weitverbreitete Fühläden gehören, an die sich von den verschiedensten Enden die Wirkungen anknüpfen. Es gibt ein russisches Lustspiel „der Revisor“, das von einem Ende des ungeheuren Reiches zum anderen genossen wird, wo es eine russische Gesellschaft giebt. Der Stoff ist der Berührung des Beamtenlebens mit der Gesellschaft entnommen. Nun nehme man das verhältnißmäßig kleine Deutschland. Hier kann es kein Lustspiel geben, das die guten oder schlechten Seiten des Beamtenlebens in seiner Berührung mit dem Volksleben schildert. Ueberall ist die Beamtenhierarchie eine andere, überall sind die Competenzen andere, überall bekommt das Verhältniß zur Gesellschaft einen

andern Zuschnitt. Es gibt keinen kräftigen Typus im Guten oder im Schlechten, sondern eine Mannigfaltigkeit verkümmerteter Typen, denen nur Eines gemein ist: das Gefühl, außerhalb ihrer vier Pfähle nicht gewürdigt, nicht verstanden, sondern eine Art Curiosität zu sein. Wir Deutsche haben noch immer eine entseßliche Angst vor der Centralisation und bei den Worten Nivellirung, Uniformität schlagen wir womöglich neun Kreuze. Wir geben zu, daß der politische Particularismus vom Uebel gewesen, den administrativen und socialen Particularismus möchten wir als ein unschätzbares Kleinod hegen. Wir vergessen, daß das Eine das Andere nach sich zieht, daß der administrative und sociale Particularismus die staatliche Einheit entweder wieder zerstören wird oder ihr weichen muß. Wir thun sehr unrecht, uns vor dem Einerlei zu fürchten. Die wahre, lebendige, tiefe Mannigfaltigkeit entwickelt sich nur auf dem Grunde der Einheit. Erhielten wir den Landrath, den Amtsvorsteher, den Schulzen und Schöffen der neuen preußischen Kreisordnung beispielsweise nicht bloß in einigen Provinzen Preußens, so könnte ein bayerischer oder schwäbischer Amtsvorsteher durch die Eigenthümlichkeit seines landschaftlichen Charaktertypus bei gleichem formellen Amtstypus auf der Bühne genossen werden von Trier bis Memel und vom Bodensee bis zur Nordsee, und ebenso könnten die altpreußischen Typen in ganz Deutschland populär und verständlich sein. Wir würden so erst unserer Mannigfaltigkeit bewußt werden, so erst sie vor Augen bekommen, so erst sie mit Behagen, mit Rührung und Gelächter, je nachdem, genießen lernen, während wir jetzt nur Aerger, Hindernisse und Mißverständnisse davon haben. Es gibt bis jetzt nur ein paar Localtypen, in denen kein wahres Leben pulst. Doch ich schreibe ja einen unpolitischen Brief. Weg womöglich von der Politik, die heute bei uns in Allem das Spiel hat.

Sehen wir ab von der Frage, ob bei der localen Verschiedenheit der amtlichen Functionen, welche überall den Typus der gesellschaftlichen Stände bestimmen, eine wirkliche deutsche Gesellschaft entstehen kann. Begeben wir uns auf den Boden der Einzelstaaten und zunächst in die Hauptstadt des größten, so stoßen wir überall auf die Unfertigkeit der Gesellschaft. Wir sehen das Beamtenthum in Berlin gesellschaftlich eingeengt, aus seiner leitenden Stellung zurückgedrängt. Wir sehen eine reich werdende Gesellschaft überschwemmt von rohen, ja grotesken Parvenüs, die nicht Form, noch Vorbild, noch Schranke haben, am allerwenigsten aber Bildung und Geschmack. Sie beherrschen einstweilen den Markt des Lebens und der Kunst, die sich noch ziemlich tapfer gegen solche Gönner in ihrem wahren Wesen zu behaupten sucht. Aber das wird besser werden, wenn das Gefüge des Staates sich wieder befestigt hat, wenn das Beamtenthum den neuen Weg der Staatsleitung wieder wie ehemals mit Sicherheit gesunden und als der Träger eines in seinem

Bau befestigten Staates der Gesellschaft gegenüber tritt, wenn die Kreise der Gesellschaft in der selbstthätigen Erfüllung der Staatspflichten sicher an das neue Beamtenthum angeschlossen sind, wenn die Wissenschaft ihre materialistische Zersplitterung wieder bemeistert hat, wenn der sittliche Glaube an den sittlichen Thaten sich wieder aufgerichtet, der sittliche Zweck wiederum vor Aller Augen steht. Es wird dahin kommen, aber es ist noch nicht so weit. Noch nicht so weit, wie die Franzosen es bereits vor zweihundert Jahren gebracht hatten, freilich auf ihre Art. Aber sie hatten damals schon eine große einheitlich fühlende Gesellschaft, ein festes Gleichgewicht des Idealen und Selbstischen, einen sicheren Ehrbegriff, eine unüberschreitbare, gesellige Form, einen entzündbaren Egoismus und eine mit der Gewalt des Naturells aus den verschiedensten Lagen, in den unwahrscheinlichsten Momenten chevaleresk und oft genial hervorbrechende Großmuth. Unvergleichliche Elemente unerschöpflicher Bühnenkunst! Diese fertige Volkspersönlichkeit hat sich den erstaunlichsten und gewaltsamsten Krisen gegenüber behauptet, dieselben nicht, wie es zu ihrem Heil gewesen wäre, zur eignen Vertiefung verarbeitet, aber sich doch stets mit jedem Erlebnis gewandt und geistreich auseinandergesetzt. Wenn wir eine fertige Volkspersönlichkeit geworden, ein ähnliches Gleichgewicht gefunden haben, dann werden wir auch eine schnell bereite Kunst haben, die uns die Abspiegelung unseres Lebens im Kampfe mit seinen Schicksalen zeigt.

Die Unfertigkeit des gesellschaftlichen Lebens in einer so großen Stadt wie Berlin, bei einer solchen Mannigfaltigkeit der Elemente, ist ein Thema, das ich in späteren Briefen nach verschiedenen Seiten zu beleuchten gedenke. Aber eine Beobachtung gehört noch zu der heutigen Betrachtung. Daß Berlin noch so wenig auf Deutschland wirkt und gewirkt hat, ist nach dem Gesagten erklärlich. Aber nach einer gewissen Seite hat es schon lange gewirkt, und die Beobachtungen, nach welcher Seite dies geschehen, ist interessant genug. Berlins Possen und Witzblätter von dem Eckensteher Mante bis auf die Mottenburger und ihre Nachfolger haben sich über Deutschland verbreitet, wenn sie auch nicht immer eine gefällige Aufnahme fanden. Sollen wir dabei an Heine's Vers denken: „nur wenn wir im Noth uns fanden, da verstanden wir uns gleich“? Nein. Die höhere Gesellschaft Berlins war und ist bis heute unfertig, wie die höhere Gesellschaft Deutschlands überhaupt. Die untere Gesellschaft Berlins ist seit lange eine fertige Persönlichkeit. Der witzige Haufe, der das Leben auf der großen Bühne nicht versteht, aber jeden Mißgriff, jede Niederlage wahrnimmt und verhöhnt, dieser Haufe hat zu allen Zeiten existirt, und man hat ihn auch längst bald als würdevollen aber rathlosen Chor, bald als nichtswürdigen Pöbel, wie bei Aristophanes und Shakespeare, auf die Bühne gebracht. Aber dieser Haufe hat im Berliner Naturell des niederen Volks einen ganz besonders scharfen und beweglichen Typus ge-

wonnen, und dieser Typus ist mit seinen Neußerungen eine Macht, wenn auch keine sehr heilsame, im deutschen Leben geworden. Wo die Posse uns in den Typen der höheren Gesellschaft den Schurken oder den Tölpel zeigt, da sollte uns das höhere Lustspiel den Kampf mit den Problemen, den werdenden Sieg, die Hervorbildung der sittlichen Genialität zeigen. Aber das ist schwer, es kann nur langsam kommen, und setzt entwickeltere Keime des wirklichen Lebens voraus, als bis jetzt noch vorhanden sind. Die Carrikaturen der Posse sind leichter zu haben. Darum florirt sie jetzt. Noch einige Zeit, und wir werden Besseres sehen — wenn wir verstehen den Staat zu behaupten und durchzubilden.

Felix Calm.

Neue literaturgeschichtliche Werke.

Die fünfte Auflage des Koberstein'schen Grundrisses der Geschichte der deutschen Nationalliteratur*) ist durch eine seltsame Fügung des Schicksals gleichzeitig mit der fünften Auflage von Gervinus' Geschichte der deutschen Dichtung den Händen ihrer Verfasser entfallen. Koberstein starb, ehe er noch das druckfertige Manuscript des 1. Bandes seines eigentlichen Lebenswerkes abschließen konnte, Gervinus sah wenigstens noch den ganzen ersten Band und einen Theil des zweiten gedruckt vor sich liegen. Zum Glück für die Wissenschaft sind beide Bücher nicht verwaist geblieben, wie es doch so leicht hätte geschehen können. Die erstaunliche Arbeitskraft Karl Bartsch's hat sich beider angenommen und damit ist die Bürgschaft gegeben, daß beide nicht bloß in äußerlicher Vollständigkeit, sondern auch in der wünschenswerthen inneren Vollendung unserer Literatur als dauernde Stützen erhalten werden. Es scheint uns überflüssig, die eigenthümliche Bedeutung von „Koberstein“, denn so darf wohl das Buch in jedem Sinne nach wie vor heißen, zu erörtern. Gibt es doch in Deutschland keinen gebildeten, wollen wir nicht sagen, aber doch keinen mit literarischem und culturgeschichtlichem Forschen beschäftigten Mann, der diesem Buche nicht zum größten Danke verpflichtet wäre. Freilich mußte man bisher allerlei Unbequemes dabei mit in Kauf nehmen, doch pflegt man in dieser Hinsicht bei uns in Deutschland nicht so heikel zu sein. Denn das Buch war seinem Verfasser namentlich zu etwas ganz anderem geworden, als er ursprünglich beabsichtigt hatte. „Zum Gebrauch auf Gymnasien“ sollte

*) August Koberstein's Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 5. umgearb. Aufl. v. K. Bartsch 1.—3. Bd. Leipzig 1872, Vogel's Verlag.